

Des Oheims Erbe.

Novelle von **P. E. v. Areg.**

1. (Nachdruck verboten.)

An einem früh hereingebrochenen Abende eines trüben Märztages im Jahre 1818 ritten zwei Reiter die Landstraße entlang, welche von Piacenza nach Parma führt. Der Vollmond warf hin und wieder durch den auf kurze Zeit zerrissenen Wolkenschleier seinen bleichen Schein auf die Landschaft, auf der die Reiter dahin zogen. Sie mußten heute schon einen starken Marsch hinter sich haben, das zeigte nicht allein die schlaffe Haltung der Männer, sondern auch die hängenden Köpfe der ermüdeten Thiere, die im Schritt dahintrottend mitunter ein leises Wiehern hören ließen, als wollten sie an die übergangene Fütterungszeit erinnern.

Von den Reitern eilte der Eine, offenbar der Vornehmere, einige Schritte voraus, während der Andere, der eine dienende Stellung einzunehmen schien, ihm folgte. Der Erste war ein junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre, eine schlanke, aber kräftige Gestalt mit dunklem gelockten Haar, dunkelbraunen Augen und markigen, männlich schönen Zügen, die sich in ihrer jugendlichen Frische um so besser ausprägten, als das ganze Gesicht nach der Mode jener Zeit jedes Bartschmuckes entbehrte. Sein Begleiter hatte sicher das fünfzigste Lebensjahr überschritten; das Haar an seinen Schläfen war erbleicht, und die Gesichtszüge zeigten in den ihnen eingedrückten Furchen die Spuren des heranrückenden Alters. Aber seine untersetzte Gestalt war kräftig, und das blaue Auge blickte noch so kühn und zuversichtlich, daß man sah, er sei gewohnt, den Fährnissen der Welt zu begegnen und ihnen zu trotzen. Beide waren übrigens gut bewaffnet; denn wenn sie auch weder Stoßdegen noch Karabiner zeigten, so steckte doch in jeder ihrer zwei Satteltaschen ein Paar guter Pistolen, die mit ihren silberbeschlagenen Kolben oben heraussahen und Jedem ein übles Willkommen versprachen, der sich in feindlicher Absicht nahen würde.

Eine solche Vorsicht machten die damaligen Zustände auch unter allen Umständen nöthig; noch war es der Regierung nicht gelungen, dem Räuberwesen, dem die kaum beendeten Kriegsjahre mit ihren unruhigen und bewegten Zeiten Vorschub geleistet hatten, ein Ende zu bereiten; denn die Briganten wurden nicht nur durch die ganz verarmte, niedere Bevölkerung unterstützt, sondern fanden auch in den Bergen stets sichere Zuflucht in allen den Fällen, in welchen Polizei und Militär bei besonders wichtigen Anlässen einmal Ernst zu machen drohten.

Schweigend zogen die Reiter eine geraume Zeit auf der einsamen Landstraße im Schritt dahin. Sie erreichten weder ein Dorf oder ein einsames Gehöft, noch trafen sie ein menschliches Wesen, von dem sie über die Erreichung eines Nachtquartiers Auskunft zu erhalten im Stande gewesen wären. Still und einsam lag die ganze Gegend, wie ausgestorben.

Plötzlich rief der ältere der beiden Reiter, indem er sich im Sattel aufrichtete und lebhaft die Hand nach der linken Wegseite vorwärts ausstreckte: „Sehen Sie dort, gnädiger Herr, dort unten links vor uns schimmern Lichter durch die Dunkelheit!“

„Du hast Recht, Friedrich,“ erwiederte der Angeredete, sich gleichfalls im Sattel aufrichtend und die Zügel des Rosses anziehend, „die Straße senkt sich mehr und mehr hinunter nach der Gegend zu, woher uns der Lichtschimmer winkt. Dort liegt offenbar eine kleinere Ortschaft oder ein Dorf, das uns Nachtquartier geben muß.“

Er gab seinem Pferde die Sporen, der Diener folgte dem vorausreitenden Herrn, und nach einer kurzen, im leichten Trabe zurückgelegten Viertelstunde hielten sie vor dem niedrigen Wirthshause eines elenden Dorfes.

Das Klappern der Hufe auf dem harten Boden mußte in der Wirthsstube gehört worden sein, denn der diensteifrige Wirth kam sogleich



Hans Richter, Kapellmeister der Hofoper in Wien. (S. 315)

geschäftig vor die Thür gelaufen, um mit der ganzen Geschwätzigkeit seiner italienischen Zunge nach den Wünschen der Herrschaften sich zu erkundigen.

„Wir brauchen Nachtquartier für uns und unsere Pferde," entgegnete auf seine Anfrage der jüngere Fremde, „ein tüchtiges Abendessen und eine Flasche guten Weines."

„O Signore," erwiederte der Wirth, indem er sich des öfteren verbeugte, „treten Sie gefälligst bei mir ein. Ich werde die Ehre haben, Euer Herrlichkeit eine Flasche Montefiascone vorzusetzen, wie er besser nicht in den Kellern des Herzogs von Parma zu finden ist, und im Handumdrehen wird das gewünschte Abendbrod aufgetragen werden. Und was das Nachtquartier betrifft, so wird sich darüber reden lassen, sobald Euer Herrlichkeit abgestiegen sind."

Der junge Mann hob den Fuß aus dem Bügel und sprang vom Pferde. „Ich überlasse Dir die Sorge für die Thiere, Friedrich," sagte er, sich zu seinem Begleiter wendend, „sie bedürfen der Pflege nothwendiger, als wir selbst."

Dann folgte er dem voranschreitenden Wirth, der ihm höflich die Thür öffnete, in die Wirthsstube nach.

Das Gemach war klein, von einer einzigen Lampe beleuchtet, und nur mit drei Tischen versehen, von denen zwei bereits besetzt waren. An dem einen saßen bei trübem Landwein ein paar Bauern aus dem Dorfe und würfelten.

An dem anderen erfreuten sich vier Männer, welche die breitkrämpigen spitzen Filzhüte neben sich liegen hatten und mit ihren bärtigen Gesichtern aus den malerisch um ihre Schultern gezogenen kurzen dunklen Mänteln kühnen und freien Auges herausblickten, an dem Genusse eines feurigen dunkelrothen Weines, den sie in einem wohlgefüllten Lederschlauche bei sich führten, während sie dem Nationalgerichte, dem trefflichen Risotto, der in mächtiger Schüssel vor ihnen aufgetragen stand, wacker zusprachen.

Der junge Mann trat an den einzigen leeren Tisch, auf dem die Geschäftigkeit des Wirthes eben Flasche und Becher zurecht stellte, warf seinen Reisemantel ab und schenkte sich den Becher voll.

Bevor er aber den Trank an die Lippen brachte, erregte ein heftiges Zwiegespräch vor der Schänkthüre, in welchem er die Stimme seines Dieners und des Wirthes deutlich unterschied, seine Aufmerksamkeit in solchem Grade, daß er rasch den Wein hinunterstürzte und sich zu den Streitenden zurück begab.

„Schuft von einem Wirth," schrie der Diener, indem er mit aufgehobener Faust dem Wirthe drohte, „wie kannst Du zu dem gnädigen Herrn von einem Nachtquartier reden, wenn Du nicht einmal einen Stall für die Pferde hast!"

„O, Eccellenza," wendete sich der zungenfertige Wirth an den herantretenden jungen Mann, „helfen Sie mir gnädigst gegen den wüthenden Mann. Ich habe dem Signore kein Nachtquartier versprochen, ich habe nur gesagt, es würde sich darüber reden lassen."

„So war allerdings der Wortlaut Eurer Rede, aber er ließ erwarten, daß Ihr auch in dieser Beziehung meinen Anforderungen zu entsprechen im Stande wäret," erwiederte der junge Fremde im verweisenden Tone dem redseligen Wirthe. „Wie steht es also, können wir ein Nachtquartier haben oder nicht?"

„Es gebricht mir leider ganz und gar an Platz, sowohl für den gnädigen Herrn, als für die Pferde."

„Ist kein anderes Wirthshaus hier im Ort?"

„Nein, Eccellenza, meine kleine Wirthschaft ist die einzige hier."

„Wie weit ist es bis zu dem nächsten Orte, in dem wir bestimmt übernachten können?"

„Nur zwei Miglien, Signore, nur zwei Miglien bis Fiorenzuola."

„Gut, so müssen wir heute noch dorthin! Habt Ihr Futter für unsere Pferde?"

„Gewiß, Signore, Mais in Fülle und süßes Heu, so viel sie begehren."

„So stelle den Pferden Krippen hin, Friedrich, und schütte ihnen Futter ein."

Der junge Mann schritt nach der Wirthsstube zurück, wohin ihm Friedrich, sobald er die Thiere versorgt hatte, nachfolgte und auf einen Wink des Herrn mit an seinem Tische Platz nahm.

Sie kosteten jetzt erst den Wein mit Muße und fanden ihn vortrefflich, hier hatten des Wirthes Worte nur die Wahrheit gesprochen.

In Kürze erschien auch des Wirthes zierliches schwarzäugiges Töchterchen und brachte den Reisenden das Abendessen: gesottenes Fleisch und die landesübliche beliebte Reisspeise.

Während die beiden Reisenden wacker zulangten und dabei das Trinken nicht vergaßen, riefen die vier Spitzhüte am zweiten Tische nach dem Wirthe, bezahlten ihre Zeche und verließen das Gemach. Der Wirth folgte ihnen. Als er in das Zimmer zurückkehrte, näherte er sich mit freundlich-unterthänigem Lächeln den beiden Fremden und sagte: „Ich hoffe, Eccellenza finden diesen Wein meiner Empfehlung werth?"

„Der Wein ist gut, Freund," antwortete ihm der junge Mann, „wir würden uns eingehender mit ihm zu beschäftigen Gelegenheit finden, winkten uns nicht auf's Neue jetzt am späten Abend die Freuden der Landstraße."

„O, Eccellenza haben vortrefflichen, vom Orte an neu gebauten Weg, und die kurze Strecke bis Fiorenzuola wird rasch genug zurückgelegt sein."

„Aber wie steht es mit der Sicherheit hier in Eurer Gegend? Man warnte uns noch gestern, am späten Abend unseren Weg zu verfolgen, und bezeichnete gerade die letzten Meilen vor Fiorenzuola als ganz besonders gefährlich und in letzter Zeit wiederholt von Ueberfällen heimgesucht."

„Da muß sich, wie ich nur in aller Ehrfurcht annehmen kann, ein Spaßvogel wohl erlaubt haben, mit Eccellenza zu scherzen. Mir ist von solchen Ungeheuerlichkeiten durchaus nichts bekannt."

„So meint Ihr, daß wir ohne Sorge unsere Reise noch heute weiter fortzusetzen vermögen?"

„Eccellenza werden heute Abend auf dieser Landstraße eben so sicher reisen, als ob Sie vor dem Residenzschlosse des Herzogs von Parma am Nachmittage Ihren Spazierritt machten!"

„Führt die Straße durch angebautes Land, oder ist sie vom Walde eingefaßt?"

„Der Weg läuft vom Orte aus die erste halbe Stunde durch Wiesen und Felder; dann allerdings kommt eine Strecke Waldes, aber sie ist nur kurz und in höchstens einer Viertelstunde werden Eccellenza dieselbe hinter sich haben."

„Es ist gut, Freund," sagte der junge Mann, sich von dem Wirthe abwendend. „Sieh zu, ob die Pferde ihr Futter gefressen haben, Friedrich," fuhr er fort, „wir wollen aufbrechen, sobald als möglich. Je länger wir hier säumen, um so später werden wir an den Ort unserer Bestimmung gelangen."

Der Diener ging, dem Befehle Folge zu leisten; der Fremde zog einen wohlgefüllten, mit Gold und Silber reich versehenen Beutel, den das gierige Auge des Wirthes mit Verlangen bis in die letzte seiner tiefen Falten auszuforschen sich bestrebte, heraus und bezahlte die verhältnißmäßig hohe Zeche mit vornehmer Gleichgiltigkeit.

Eine Viertelstunde später saßen die Reiter wieder zu Pferde. Der Wirth umstreifte sie katzbuckelnd, bis sie abritten, und rief ihnen nach: „Die allerseligste Jungfrau und alle Heiligen nehmen Eure Herrlichkeit in ihren gnädigsten Schutz! Allerglücklichste Reise! Allerglücklichste Nacht!"

Als sie außer Hörweite dahin trabten, sagte Friedrich, sich seinem vorausreitenden Herrn nähernd: „Ich traue diesem Schufte mit dem Gesichte eines Fuchses nicht, gnädiger Herr. Umsonst warnte man uns nicht im letzten Nachtquartiere."

„Du hast Recht, Friedrich. Bleiben wir also der Warnung, die wir in Pontanure erhielten, eingedenk und halten wir die Pistolen locker in ihren Holftern!"

So ritten sie, aufmerksam umherblickend, dahin. Aber nichts störte die eintönige Ruhe, die über der ganzen Gegend ausgebreitet lag. Die Straße begann in geringer Entfernung hinter dem Orte langsam wieder aufwärts zu steigen, um die Höhe eines quer dahinziehenden Hügelrückens zu gewinnen, den der ligurische Apennin bis hierher ausgeschickt. Die Pferde gingen im Schritte; der Mond bewältigte mehr und mehr siegreich die gegen ihn ankämpfenden Wolken und warf sein bleiches Licht auf das die Straße begrenzende angebaute Land, indem er gleichzeitig die vor ihnen und zu ihrer rechten Hand sich ausdehnenden Waldflächen und felsigen Gebirge beleuchtete.

Längst waren die Lichter der Ortschaft hinter ihnen verschwunden, wie ausgestorben lag die Landschaft, nur das Klappern der Hufeisen auf dem harten Gestein der Straße war zu hören. Sonst war Alles todt, still, einsam.

Nach einer langen Pause hob der junge Mann wieder an: „Das ist zweifelsohne derselbe Weg, den mein armer Vater, Dein Herr, Friedrich, eingeschlagen hatte, als er vor fünf Jahren nach Parma zog, die Erbschaft des Oheims einzutreiben, die an uns gefallen war. Gerade so, wie wir es heute finden, beschreibt er den Weg, den er zog, ehe er Parma erreichte."

„Verwünscht sei diese Reise," entgegnete der Diener im Tone ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit, die meinen lieben edlen Herrn in dieses verruchte Land von Räubern und Mördern führte, das ihm die Heimkehr zu seinen Lieben nicht wieder finden ließ!"

„Wie wahrscheinlich erscheint es mir heute, wo ich dieses Volk mit all' seinen Hinterlisten, Kniffen und Tücken vor mir sehe und Tag für Tag besser kennen lerne, daß es schurkischen Gesellen gelang, den braven, edlen, offenen Mann durch ihre Ränke zu hintergehen und in die Falle zu locken."

„Handelte es sich doch auch um eine hübsche Summe," bestätigte Friedrich. „Fünfzigtausend Dukaten! Ein fast fürstliches Vermögen, das die Schurken vielleicht mittelst eines geschickt und verstohlen geführten Dolchstoßes zu erringen vermocht haben."

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß das reiche Erbe meines begüterten Oheims durch die Behörden meinem Vater ausgehändigt worden ist. Das ist durch die von diesen Behörden amtlich eingezogenen Erkundigungen nicht allein erwiesen, sondern auch in dem letzten Briefe bestätigt, den wir von meines Vaters Hand empfingen. Seitdem fehlt uns jede Nachricht."

„So haben sie ihn um des elenden Mammons willen erschlagen, Herr, es ist gar kein Zweifel!"

„Und dennoch müssen wir zweifeln, da ja gänzliche Ungewißheit über seinem Schicksal schwebt. Wissen wir doch nicht das Geringste von dem, was ihm begegnet ist. Lebt er oder ist er gestorben? Hält man ihn gefangen oder hat man ihn umgebracht? Und wenn das Letztere, wo liegen seine Gebeine? Niemand will etwas davon wissen, Niemand kann oder will darüber Auskunft geben. Er ist verschwunden seit dem achten Tage, nachdem er das unselige

Geld empfing, verschwunden und verschollen, als habe ihn die Erde eingeschluckt."

„Ich glaube nicht daran, daß er noch lebt. Fünf Jahre sind eine lange Zeit; lebte er noch, so hätte er gewiß Gelegenheit gefunden, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Aber wenn ich daran denke, daß er unter den blutigen Dolchen schurkischer Briganten gefallen ist, so zuckt mir die Faust im Verlangen darnach, den Elenden, die ihn umgebracht, die schuftigen Kehlen zuzudrücken."

Die Straße stieg andauernd aufwärts, der Wald nahm die langsam sich vorwärts Bewegenden auf. Das Mondlicht wurde von den dicht und hochstehenden Bäumen fast ganz abgehalten; der Weg lag in tiefem Schatten.

„Mein Herz lechzt, gleich dem Deinen, nach Rache! Aber glaube ja nicht, daß es eine leichte Aufgabe sein wird, sein Schicksal aufzudecken. Bedenke zunächst, daß uns all' und jeder Anknüpfungspunkt fehlt, wohin wir unsere Nachforschungen zu richten hätten. Wir wissen nur, daß er im Gasthause ‚Zum Großherzog von Toskana' Quartier genommen hatte; dann ist er verschwunden, spurlos verschwunden, und mit ihm das Vermögen meines Oheims, das er in guten Scheinen der venetianischen Bank bei sich trug."

„Mit Kühnheit und Muth, Entschlossenheit und Ausdauer läßt sich Alles im Leben durchsetzen. Es fehlt Ihnen, gnädiger Herr, und Ihrem gehorsamsten Diener an keiner dieser nothwendigen Eigenschaften und mit ihnen werden wir das Ziel erreichen, das wir uns vorgesteckt haben."

„Unsere Nachforschungen müssen von eben dem Orte ausgehen, an dem die letzten Spuren von meines Vaters Dasein haften. Deshalb müssen auch wir unser Quartier im ‚Großherzog von Toskana' nehmen, sobald wir in Parma angekommen sind. Mein Vater hat in diesem Gasthause mindestens vier Wochen gelebt, bevor die Förmlichkeiten bei den Gerichtsbehörden so weit beendigt waren, daß die Auszahlung des Geldes erfolgen konnte. Es muß also dort über die Lebensweise des Verschollenen, über die Personen, mit denen er näheren Umgang hatte, und über seine geselligen Beziehungen zu den vornehmen Kreisen gewiß irgend etwas in Erfahrung zu bringen sein, was einen weiteren Anhaltepunkt gewährt. Mit den Behörden mag ich vorerst nicht in Verbindung treten, denn hier erscheint mir Alles angefressen und faul. Ich will —"

Ein Schuß fiel zu ihrer rechten Seite, eine Kugel pfiff über die Köpfe der Reisenden hin und schlug an die gegenüberliegende Felswand an. Die Pferde, vom Donner des Schusses erschreckt, stürmten vorwärts, aber nur wenige Schritte, weil sie ein unvorhergesehenes Hemmniß zu Boden warf. Ein starker Strick war quer über den Weg gezogen und an diesen anprallend, waren sie niedergestürzt. Am übelsten fiel Friedrich, der Leib des Pferdes lag auf seinem Oberschenkel, er vermochte sich nicht zu erheben. Anders sein Begleiter, der bügelfrei aufsprang, zwei Pistolen aus den Holftern riß und zwei Schüsse auf die aus dem Walde dringenden Gestalten abgab. Die eine Kugel traf, einer der Angreifenden stürzte. Die andere ging fehl. Im nächsten Augenblicke waren die Banditen heran, und trotz der herkulischen Kraft, mit welcher der fremde Reisende noch zwei derselben niederschlug, überwältigte ihn die Ueberzahl und riß ihn zu Boden.

2.

Durch dichten Wald und menschenleere Haide wand sich der oft fast unwegsame Fußpfad, den die Briganten mit ihren Gefangenen einschlugen, um in größter Eile den Fuß des Gebirges zu erreichen. Dort angelangt, ließen sie die Pferde unter der Obhut zweier Männer zurück, welche sie in einem nahe gelegenen kleinen Schlupfwinkel sicher unterzubringen Weisung erhielten. Auch war man beschäftigt, dem Verwundeten, den man auf einem der Pferde bis hierher mitgeführt hatte, bevor man zum Aufstieg schritt, einen Nothverband anzulegen; es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß die Verwundung durchaus keine lebensgefährliche war; die Kugel hatte nur die fleischigen Theile des Oberarmes durchbohrt, ohne die Knochen zu verletzen. Sobald der Verband angelegt war, fühlte sich der Mann kräftig genug, um, gestützt auf den Arm eines Gefährten, den Vorausschreitenden zu folgen.

Der Aufstieg begann, nachdem man die Gefangenen, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren, in die Mitte des Zuges genommen und ihnen angedroht hatte, daß jedem Fluchtversuche unmittelbar eine sicher treffende Kugel folgen werde. Die Unwegsamkeit und Steilheit des Pfades erschwerte das Emporklimmen ungemein, am meisten aber litten darunter die Gefangenen, welche von den Anstrengungen der Tagereise schon vorher tief ermüdet waren. Darauf aber wurde natürlich keine Rücksicht genommen, und die Gefangenen mußten sich weiter schleppen, bis man nach zweistündigen Anstrengungen endlich in eine tiefe Gebirgsschlucht einbog, hinter deren von einem mächtigen Felsblocke fast verborgenem Eingange der Anruf einer dort ausgestellten Wache gehört wurde.

Es erfolgte ein kurzer Stillstand und eine Wechselrede mit den Anrufenden; dann ging es wiederum vorwärts, und nach wenigen Minuten erreichte man den eigentlichen Lagerplatz der Bande auf einem kleinen, sich an den rechten Abhang anschließenden felsumstarrten Platze, wo unter der natürlichen Decke eines mächtigen überhängenden Blockes ein großes Feuer loderte. Hier war eine kleine Anzahl Männer zurückgeblieben, offenbar zu dem Zwecke, einen Gefangenen zu bewachen, der in eine Decke gewickelt an der Seite des Feuers sich niedergelegt hatte. Der Schein des Feuers beleuchtete hell die malerischen Gestalten der Anwesenden und der Ankommenden.

Aber unsere beiden Deutschen waren nicht in der Lage, selbst der interessantesten Umgebung irgend welche Aufmerksamkeit zu widmen; zum Tode erschöpft, warfen sie sich in ihren Mänteln an der Seite des Feuers auf dem harten Felsboden nieder.

Die Briganten waren von den Strapazen des Aufstiegs gleich ihnen im hohen Grade ermattet, denn auch sie säumten nicht, sich rings um das Feuer niederzuwerfen und die weitere Sorge den bereits anwesenden Kameraden zu überlassen. Diese bereiteten denn auch geschäftig in einer dem Feuer zunächst belegenen geräumigen Felsspalte ein Lager von weichem Heu und wollenen Decken für den Verwundeten, und brachten auch einige Lederschläuche mit feurigem Rothwein herbei, der wohl geeignet war, die ermatteten Geister wieder zu beleben. Da man diesem Labetrunke mit vollem Eifer zusprach, kam gar bald Leben und Bewegung unter die Bande, die meisten richteten sich nach kurzer Rast auf dem harten Boden wieder in die Höhe und begannen aus ihren Thonpfeifenstummeln den Rauch eines kräftigen, fast schwarzen Tabaks in die Lüfte zu paffen.

Es war ein lebendiges und interessantes Bild. Die felsenstarrende einsame Gegend, das lodernde Feuer, dessen greller Schein von der Felswand zurückgeworfen wurde, die rauchenden und trinkenden Gestalten der Briganten mit ihren wilden, bärtigen Gesichtern und ihren kräftigen und gewandten Gliedern.

Nur zwei von den Briganten blieben dem allgemeinen Zechgelage fern; man hatte an einem besonders günstigen, völlig rauchfreien Platze am Feuer Decken für sie zum Niederlegen ausgebreitet, und diese Aufmerksamkeit Seitens der Anderen bewies am besten, daß man in ihnen die Führer der Bande vor sich habe. Während alle Uebrigen ihre Gesichter unverhüllt zeigten, war bei diesen Beiden das Gegentheil der Fall; der Eine, eine hagere, ungewöhnlich lange Persönlichkeit, hatte den spitzen Hut tief in die Stirne gezogen und den Kragen seines kurzen Mantels so hoch aufgeschlagen, daß von seinem Gesichte nur zwei dunkle stechende Augen zu erkennen waren, während der Andere seine Gesichtszüge hinter einer schwarzseidenen Halbmaske verbarg, deren am unteren Rande befestigten seidenen Spitzen Mund und Kinn bedeckten. Letzterer saß seitwärts auf einem Steinblocke, mit dem Rücken an die Felswand gelehnt, der Andere stand vor ihm, den Rücken nach den am Feuer Befindlichen zugekehrt; Beide unterhielten sich halblaut in einer Weise, daß das Gespräch nur ihnen verständlich war.

„Es ist nichts als eine Fleischwunde, die nach vierzehn Tagen vernarbt sein wird; Pietro wird den vollkommenen Gebrauch des Gliedes behalten," sagte der Lange.

„Ein Glück für den, der schoß; denn im anderen Falle würde ihn wohl die Rache der Freunde Pietro's treffen," erwiederte der Sitzende.

„Solche Repressalien erhöhen stets das Risiko und machen in allen Fällen den Gewinn unsicher. Ich bin deshalb allen Gewaltthaten, wenn sie irgend vermieden werden können, immer abhold gewesen."

„‚Auge um Auge, Zahn um Zahn!' heißt es in dem einzigen Gesetzbuche, das unsere Burschen kennen, und von diesem Gesetze sich abzuwenden, wirst Du sie niemals überreden. Sie wissen genau, daß sie stündlich den Hals riskiren; aber der Teufel, der sie verlockt, ist das Gold oder das Blut; jedenfalls müssen sie eines von beiden haben."

„Die Polizei beginnt neuerdings umfassendere Maßregeln zu ergreifen, um uns das Handwerk zu legen. Man spricht von der Aufbietung größerer Streifschaaren."

„Es ist so, wie Du sagst. Aber deshalb sei unbekümmert. Ich kenne die sogenannte Thatkraft der jetzigen Regierung zu genau. Da heißt es immer: früh gesattelt, spät geritten. Unsere Sicherheit gibt uns die eigene Wachsamkeit und diese Berge. Hierher dringt keiner von den gemietheten Söldnern, der eine bunte Militärjacke trägt."

„Ich will dem nicht widersprechen, aber ich gebe zu bedenken, daß das stete Anwachsen der Bande unsere Zuversicht auf unsere Sicherheit in keiner Weise zu erhöhen vermag. Je mehr ihrer sind, desto leichter wird unter ihnen der Verräther sich finden lassen."

„So lange ich hier die Gewalt in meiner Hand halte, wird sich keiner zum Verrathe hergeben. Sie wissen Alle zu gut, daß auf Verrath der Tod steht, und daß sie dieser erreicht, selbst wenn sie sich unter die Schürze der wohlweisen Polizeiverstecken; die Liebe zum süßen Leben ist aber bei Leuten ihres Schlages groß genug, um sie zu verhindern, es ohne Noth in die Schanze zu schlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Hans Richter, Kapellmeister der Hofoper in Wien.

(Mit Porträt auf Seite 313.)

Zu den talentvollsten und hervorragendsten Orchesterleitern der Gegenwart gehört Hans Richter, Kapellmeister der Hofoper in Wien, dessen Porträt wir unseren Lesern auf S. 313 vorführen. Geboren am 4. April 1843 zu Raab in Ungarn, wurde

er 1853 Chorknabe der Wiener Hofkapelle und 1859 in das dortige Konservatorium aufgenommen. 1866 bestand er glänzend die Kapellmeisterprüfung, weilte dann ein Jahr lang bei Richard Wagner in Luzern und wurde 1868 auf dessen Empfehlung Chordirektor an der Münchener Hofoper. 1870 ging Richter nach Brüssel, wo er am 23. März die erste Lohengrinaufführung leitete, war von 1871 bis 1875 Kapellmeister am Nationaltheater in Pest und wurde dann als Hofkapellmeister an die Wiener Hofoper berufen. Zugleich übernahm er auch die Leitung der philharmonischen Konzerte, welche das Wiener Hofopernorchester alljährlich veranstaltet, legte sie 1882 nieder, um sie jedoch, nachdem Jahn einen Winter durch Dirigent gewesen, im Herbste 1883 wieder aufzunehmen. Im August 1876 dirigirte Richter die ersten Bühnenfestspiele in Bayreuth und 1877 mit Wagner abwechselnd die großen Wagnerkonzerte in London. Seitdem reist er alljährlich nach der englischen Hauptstadt zur Leitung einer Folge großer „Hans Richter-Konzerte" in der St. Jameshalle.

Die ehemalige gesetzliche Bierprobe in München.

(Mit Abbildung.)

Bis in's 18. Jahrhundert hinein war in München die originelle gesetzliche Bierprobe im Gebrauche, von der wir untenstehend eine Abbildung geben. Um die Stärke des Getränkes in Bezug auf den Malzgehalt zu prüfen, begaben sich drei eingeschworene Vertrauensmänner zu jedem Bierbrauer, der eben ein neues Gebräu fertig gestellt hatte. Ein Quantum Bier wurde auf eine hölzerne Bank gegossen, die drei Sachverständigen setzten sich darauf nieder und begannen, die auf einem Tische aufgestellte Sanduhr beobachtend, nun auch aus einem Humpen das neue Bier zu kosten. Sobald aber die Sanduhr abgelaufen und damit eine halbe Stunde verflossen war, erhoben sie sich gleichzeitig. Blieb dann die Bank an ihren hirschledernen Hosen haften, so war das Bier gut; im anderen Falle traf den Bierbrauer Strafe.

Angenehme Unterbrechung.

(Mit Bild auf Seite 317.)

In die Zeit des Rococo versetzt uns das ansprechende Gemälde von O. Erdmann, das wir auf S. 317 im Holzschnitt wiedergeben. Der Herr des Hauses sitzt in einem kostbar ausgestatteten Zimmer mit einem jungen Freunde eifrig beim Schachspiel. Die Parthie wird nur auf einen Augenblick unterbrochen, und zwar, wie wohl kaum zu versichern nöthig ist, auf höchst angenehme Art, als die schöne Tochter des Hauses erscheint, um den Herren selbst auf einer silbernen Platte ein Glas Wein zu kredenzen. Unser Bild stellt den Augenblick dar, wo der junge Gast mit zierlicher Verneigung das ihm dargereichte Glas entgegennimmt. Der Künstler hat nicht nur die Einrichtung und Tracht, sondern auch die Physiognomien der Menschen jener Zeit höchst naturwahr wiederzugeben gewußt.



Die ehemalige gesetzliche Bierprobe in München.

Das Geheimniß des Klosterhauses.

Erzählung

von

E. Necker.

(Nachdruck verboten.)

Im Hause des Bürgermeisters van Meulen in Nordenheim herrschte an einem Sommerabend des Jahres 1794 Jubel und Festesfreude, denn die einzige Tochter des reichen Herrn van Meulen feierte ihre Verlobung mit dem Lieutenant Kurt v. Kleeberg, dem einzigen Sohne des verstorbenen Kriegsrathes v. Kleeberg. Eben drängte sich die Menge der geladenen Gäste um das Brautpaar, um ihre Glückwünsche darzubringen.

Der Trubel um sie her schien den beiden Liebenden lästig zu werden, fragend blickte das schöne Mädchen zu ihrem Bräutigam empor, und dieser verstand sie ohne Worte. Wenige Minuten später fanden sie sich in dem durch einen schweren Vorhang abgeschlossenen Erker zusammen.

„Wie froh bin ich, Dich einen Augenblick ganz für mich zu haben, Renate. Ach könnte ich Dich erst mit mir nehmen in das Haus meiner Väter, das zu Deinem Empfange schon bereit ist."

„Diese Zeit kommt auch noch, Kurt; rascher, als Du es glaubst, werden die vier Wochen hingehen, und dann hast Du mich ja für immer."

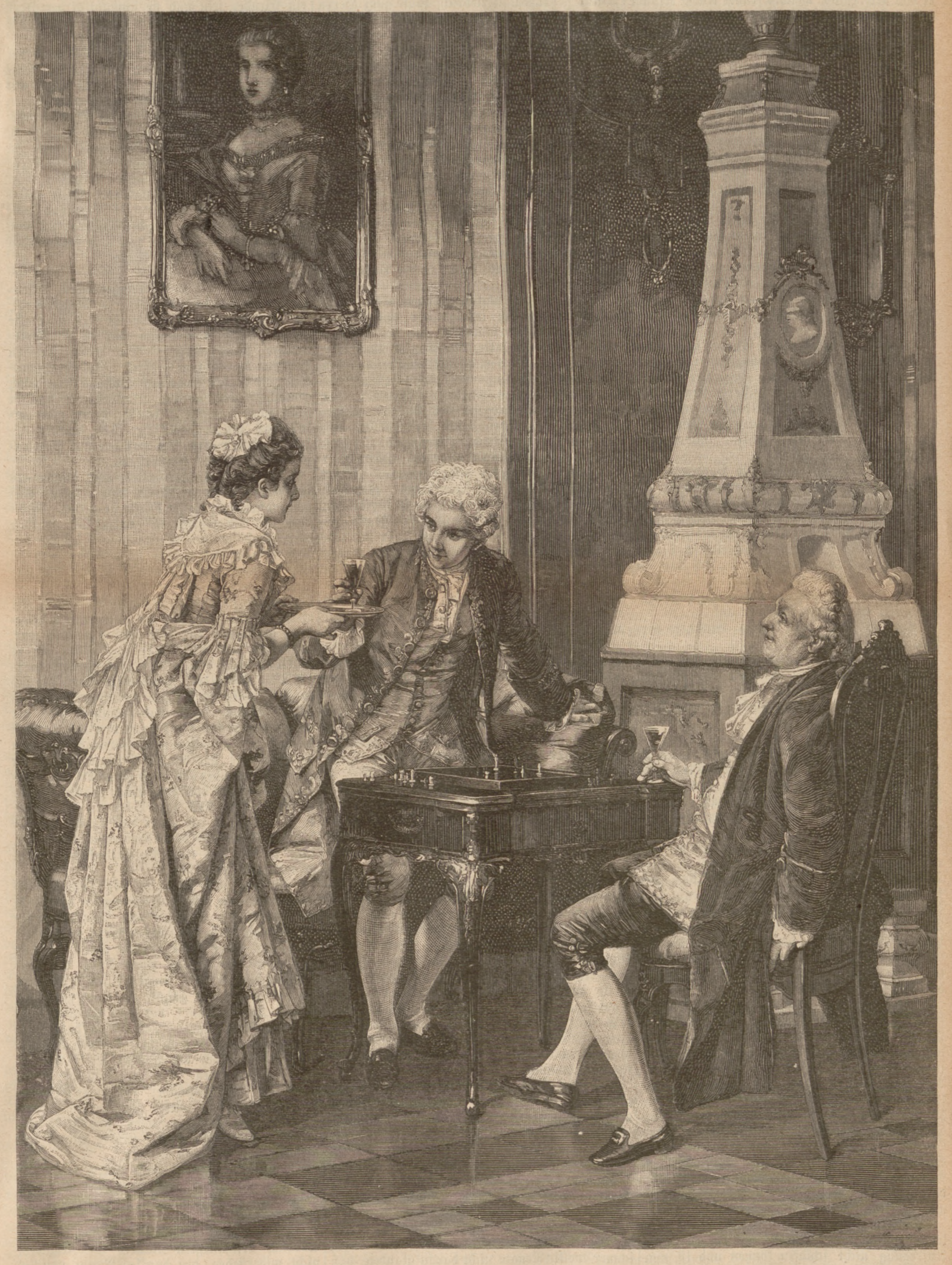
„Mir werden die vier Wochen so lang werden, als wären es ebenso viele Jahre," seufzte der junge Mann, „wäre doch erst dieser 4. Juli herangekommen, der uns verbinden soll. Ich kann das Glück, das meiner wartet, noch gar nicht begreifen, und fürchte oft, daß es mir entschwinden könnte wie eine Seifenblase im Hauche des Windes."

„Gespenterseher, wie kommst Du auf so trübe Gedanken und noch dazu, wenn Du bei mir bist? Eigentlich sollte ich böse darüber sein. Doch ich will Dir diesmal noch verzeihen, wenn Du mir gestehst, wie der Rosenstrauß, den ich jetzt schon seit drei Tagen regelmäßig an meinem Fenster zwischen den Blumenstöcken finde, dahin kommt. Gestehe, Du Böser, was für halsbrechende Fahrten Du unternimmst, um mich so zu erfreuen!"

„Das ist mein Geheimniß," scherzte nun der Lieutenant, der seine heitere Laune wieder gewonnen hatte, „das verrathe ich nicht. Kannst Du mich dabei ertappen, so darfst Du mir eine Buße auferlegen, welche Du willst, sonst aber sollst Du es nicht eher erfahren, als bis Du mein liebes Frauchen bist."

„So will ich auch nicht länger hier bei Dir bleiben," schmollte sie. „Die Gesellschaft wird uns überdies vermissen. Noch dürfen wir uns ihr nicht ganz entziehen." —

Kurt und Renate waren Nachbarskinder. Die Häuser ihrer Eltern standen so dicht nebeneinander, daß eine allerdings sehr breite Dachrinne das Wasser von beiden Dächern aufnahm. Als im Jahre 1764 der Kriegsrath v. Kleeberg nach Nordenheim gekommen war, erwarb



Angenehme Unterbrechung. Nach einem Gemälde von O. Erdmann. (S. 316)

er das alte Haus, welches früher einem Kloster gehört hatte, mitsammt dem Klostergute, und in wenigen Jahren war aus dem Nachbar dem van Meulen'schen Hause ein treuer Freund geworden.

Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Kurt v. Kleeberg war schon als Knabe der Beschützer der kleinen, fünf Jahre jüngeren Renate gewesen und blieb es als Jüngling und Mann. So war es nicht zu verwundern, wenn sich die Herzen der jungen Leute zu einander fanden. Am 4. Juli, dem Geburtstage Renatens, sollte nun die Trauung stattfinden.

Jeden Morgen fand die junge Braut einen frischen Rosenstrauß vor ihrem Fenster, ohne entdecken zu können, wie ihr Geliebter es möglich machte, die duftige Spende unbemerkt dahin — ihr Zimmer lag im dritten Stocke — zu bringen. So oft sie auch fragte, immer vertröstete er sie lachend bis nach der Hochzeit. —

Am Abend des 3. Juli saß der Lieutenant v. Kleeberg in seinem Wohnzimmer vor dem Schreibtische. Ein finsterer Zug, den man an ihm sonst nicht kannte, verdüsterte sein Gesicht. Vor ihm lagen mehrere Geldrollen, außerdem Papiere, auf die er mit gerunzelter Stirn hinstarrte. Er zählte und zählte, immer mehr bewölkte sich seine Stirn.

Hinter ihm hatten sich die Vorhänge zum Schlafzimmer leise auseinander geschoben, ein bleiches Gesicht schaute verstohlen auf den Dasitzenden und beobachtete jede seiner Bewegungen.

Langsam packte der Lieutenant endlich Alles wieder in die Fächer des Schreibtisches und verschloß dieselben sorgfältig. „Ich bin im Klaren, es kann nicht anders sein. So wehe mir es thut, Verderben gehe Deinen Gang," murmelte er. Dann stand er auf.

Lautlos war der bleiche Lauscher verschwunden.

„Und nun den letzten Strauß für meine Braut!" Seine Züge verloren den düsteren Ausdruck und rasch schritt er in dasselbe Zimmer, an dessen Eingang vorhin der Lauscher gestanden hatte.

— — — — — — — — — — —

Der Morgen des Hochzeitstages brach in rosiger Frische an. Renatens erster Blick richtete sich nach dem Fenster, vor welchem sie den Strauß zu finden gewohnt war.

Doch was war das? Heute, gerade heute fehlte er!

Enttäuscht wandte sie sich in's Zimmer zurück und ging an die Vorbereitungen zu ihrer Toilette. Es verstimmte sie wider Willen, daß sie gerade heute den duftigen Morgengruß, dem stets ihr erster Blick gegolten, entbehren mußte. Doch er hatte gewiß Grund gehabt, seine Gabe heute zu unterlassen, der liebe, gute Mann! Noch wenige Stunden, und sie war für immer mit dem Geliebten vereint. Wie schlug ihr das Herz bei dem Gedanken!

Im Hause des Bräutigams war nicht so früh Leben. Die alte Christiane, die seit langen Jahren den Hausstand führte, pflegte allerdings mit dem Morgengrauen aufzustehen, der junge Herr aber schlief gern bis acht Uhr. Nun aber war es schon halb Neun, und noch immer regte sich nichts in seinem Schlafzimmer. Da half es denn nichts mehr, der Herr Lieutenant mußte geweckt werden, und Christiane schickte daher den Burschen in's Schlafzimmer hinein. Allein nach wenigen Minuten kam der Diener zurück und meldete, daß das Bett des Lieutenants ganz unberührt, und derselbe nicht zu finden sei.

Die alte Christiane erschrak, faßte sich aber schnell und sagte: „Vielleicht hat der Herr vor Aufregung nicht schlafen können und ist nun in aller Frühe schon spazieren oder zu seiner Braut gegangen. Friedrich, lauf' zum Herrn Bürgermeister hinüber und frage dort, ob der Herr Lieutenant da ist."

Friedrich ging. Nach wenigen Minuten kam er wieder, und zwar in Begleitung des Bürgermeisters selbst. Dieser ließ die gesammte Dienerschaft zusammenkommen. Niemand konnte etwas über den Verbleib des jungen Herrn aussagen.

Es schlug zehn Uhr. Drüben harrte die schöne Braut in Kranz und Schleier.

Es wurde Mittag und Abend — der Bräutigam kam nicht. Die Gäste waren längst aus dem Hause verschwunden. Thränenlos, bleich wie ein Wachsbild saß Renate den ganzen Tag am Fenster und starrte in's Leere. Der Geliebte mußte ja wieder kommen, wo blieb er nur? Aber es wurde Nacht — der Bräutigam kam nicht.

Auch in den nächsten Tagen nicht. Dagegen begann sich infolge der unablässigen energischen Nachforschungen, die der Bürgermeister angestellt hatte, das Dunkel etwas aufzuhellen, das über dem plötzlichen Verschwinden des Lieutenants lag. Auf Veranlassung des Herrn van Meulen wurde ein Inventar des vorhandenen Vermögens des Entschwundenen aufgenommen, wobei es sich herausstellte, daß aus dem Schreibtische alles Baargeld, der Paß und das Lieutenantspatent fehlte. Hatte Herr v. Kleeberg das aber mitgenommen, so war sein Verschwinden ein freiwilliges. Friedrich gestand außerdem, daß sein Herr in letzter Zeit häufig nach dem Fährhause am Flusse gewandert wäre. Er, Friedrich, habe sich sein Theil gedacht, aber er habe doch nicht wagen dürfen, seinen Herrn darauf aufmerksam zu machen, daß die schöne Resi, des Fährmanns Tochter, eine kokette Person sei, die sich von allen jungen Männern der Stadt den Hof machen ließe.

Der Bürgermeister wußte genug. Das also war die Lösung des Räthsels. Sein stolzes, liebliches Kind verlassen um eines solchen Mädchens willen! Er mußte aber Gewißheit haben. Sofort ließ er anspannen und fuhr nach dem Fährhause hinaus.

„Ich habe mit Euch zu reden, Trimborn," herrschte er den alten Fährmann an. „Wo ist die Resi, Eure Tochter?"

Der Fährmann stöhnte laut auf. „Also bis zur Stadt ist meine Schande schon gedrungen, vielleicht gar hat der Büttel die Landstreicherin schon in's Gefängniß gesteckt." Die Gestalt des Alten sank fast zusammen, so daß der Bürgermeister hinzusetzte:

„Setzt Euch, Trimborn, aber redet, was ist's mit Eurer Tochter? Ich habe keine Zeit zu warten."

„Es ist schon vorüber, Euer Gnaden. Ich habe auch nicht viel zu erzählen. Schon lange ist's mir aufgefallen, daß die jungen Herren aus der Stadt meiner Resi auf Schritt und Tritt nachliefen und ihr Dummheiten in den Kopf setzten. Ich verbot ihr daher jeden Verkehr mit den jungen Herren, und in letzter Zeit blieb sie auch immer in ihrer Kammer, wenn Jemand kam. Seit vorgestern aber ist sie verschwunden."

„Tröstet Euch, Trimborn, Ihr habt nicht allein solchen Kummer," sagte etwas weicher, als sonst seine Art war, der Bürgermeister. „Mich hat das Schicksal noch schwerer getroffen, als Euch. Am 4. Juli sollte meiner Tochter Hochzeit mit dem Lieutenant v. Kleeberg sein. Er ist verschwunden, wie Eure Tochter; wir wissen nun, daß die Beide zusammen entflohen sind." —

Es waren trübe Tage, die jetzt im Hause des Herrn van Meulen hereinbrachen. Noch immer wollte Renate nicht daran glauben, daß ihr Geliebter, der ihr ewige Treue geschworen, ein Elender sein und sie schmählich verrathen haben sollte, während ihr Vater von der Schuld des Lieutenants fest überzeugt war.

So schwanden einige Jahre. Da starb der Bürgermeister, und Renate van Meulen, seine einzige Erbin, bewohnte nun ganz allein mit einer alten Dienerin und einem noch älteren Gärtner das große Haus in der Klosterstraße.

Dann begannen die Kriege mit Frankreich, die ganz Europa in Mitleidenschaft zogen. In Nordenheim war der Lieutenant v. Kleeberg und seine Geschichte von Allen vergessen, nur nicht von Renate van Meulen. Diese dachte seiner noch täglich mit inniger Liebe und lebte der festen Zuversicht, daß der Theure einst noch gereinigt werden würde von dem schändlichen Verdachte, der auf ihm ruhte.

— — — — — — — — — — —

Eine neue Zeit war hereingebrochen. Eisenbahnen umschlangen den Leib der Mutter Erde, Telegraphendrähte spannen ihr Netz über alle Lande. Auch Nordenheim war in den Weltverkehr hineingezogen. Die alten dunklen Straßen waren zum größten Theil verschwunden und hatten modernen Wohnhäusern Platz gemacht. Nur in der Klosterstraße standen noch zwei mächtige Gebäude, denen man ansah, daß Jahrhunderte über ihren Giebeln dahingerauscht waren. Es war das van Meulensche und das alte Klosterhaus.

In dem ersteren waltete noch immer als hochbetagte Matrone Renate van Meulen. Auf achtundsiebenzig Jahre blickte sie zurück. Nachdem ihr Lebensglück so jäh zerstört worden war, fand sie ihre Lebensaufgabe darin, den Armen und Bedrängten beizustehen, und in gar mancher Familie wurde Renate wie eine Heilige verehrt.

Das sogenannte Klosterhaus war schon seit vielen Jahren, nachdem der Lieutenant v. Kleeberg gerichtlich für todt erklärt worden war, als Eigenthum der Stadt zugefallen, die es später wieder verkaufte. Jetzt wohnte darin ein alter Holländer, Namens ten Brok, der sich in Westindien ein großes Vermögen erworben hatte. Einsam, freund- und freundlos lebte der achtzigjährige Greis mit einem bereits ergrauten Diener in dem düsteren Klosterhause, an dem der Zahn der Zeit bedenklich nagte. Wenn die Herbststürme über das Land brausten, flog mancher Ziegelstein von dem hohen Dache auf die Straße; dann erst kam Leben in den Alten, er stieg hinauf bis unter das Dach, nagelte hier ein Brett an, band dort einen Laden fest, kurz er war von einer Geschäftigkeit, als sei er noch ein Jüngling.

So war der Dezember des Jahres 1854 herangekommen. Schauerlich heulte der Nordwest durch die Straßen und richtete großen Schaden an. Am schlimmsten sah es im Klosterhause aus. Der vordere Giebel war eingestürzt und hatte im Fallen einen Theil der Verbindungsmauer mit hinabgerissen. Zwischen den beiden Häusern gähnte ein wohl zwei Fuß breiter Zwischenraum, von dem Niemand eine Ahnung gehabt hatte. Der Sturm hatte seine Wuth aber nicht nur an dem leblosen Gebäude ausgelassen, auch der Besitzer selbst war zu Schaden gekommen. Ein herabfallender Stein hatte den alten Holländer, der seiner Gewohnheit nach in den oberen Stockwerken herumhantirte, am Kopfe getroffen, bewußtlos und schwer verletzt war er von seinem Diener in's Krankenhaus gebracht worden.

Von Seiten der Behörde wurde sofort der Abbruch des alten gefahrdrohenden Gebäudes angeordnet und am nächsten Tage schon damit begonnen.

In der Mittagsstunde konnte einer der beim Abbruch beschäftigten Maurer der Neugierde nicht widerstehen, den dunklen Raum zwischen den beiden Häusern zu untersuchen. Mit Hilfe

seiner Kameraden ließ er sich an einem Seile hinab. Oben lauschten neugierig seine Kameraden. Einige Augenblicke blieb es still unten, dann ertönte ein dumpfer Schrei. Eine bange Minute dauerte es, da erschien der Kamerad wieder oben, kreidebleich im Gesicht. Erst nach einer Erholungspause vermochte er zu sprechen

„Ich glitt am Seile herunter und kam unten auf Schutt und Geröll zu stehen,“ sagte er. „Nachdem ich mich einen Augenblick an die Dunkelheit gewöhnt hatte, tappte ich weiter, bis ich mit dem Fuße an etwas Metallenes stieß. Ich bückte mich und fand einen Degen. Aha, dachte ich, wo das ist, ist auch mehr, und tappte weiter. Da auf einmal, mich schüttelt's noch, wenn ich daran denke, bekam ich einen Todtenschädel zu fassen. Der Schreck fuhr mir in die Glieder, ich ließ den Säbel fallen und machte, daß ich heraufkam.“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem unheimlichen Funde durch die ganze Stadt. Die schleunigst benachrichtigte Behörde ließ unter Leitung des Stadtbaumeisters die Verbindungsmauer durchbrechen, und mit Fackeln betraten der Bürgermeister und der Polizeidirektor den engen Gang. Ueber Geröll und Mauersteine drangen sie beinahe bis zur Mitte vor, da bot sich dem Vordersten ein schauerliches Bild. Lang hingestreckt lag da ein Skelett, noch bedeckt mit den Fetzen einer bunten Uniform. Neben dem Knochengerüst lag ein Degen, die rechte Hand war zusammengekrampft und hielt verdorrte, stachelige Rosenzweige.

Aber wem gehörten die Ueberreste an? Der Degen, der fest eingerostet in der Scheide saß, die Stulpenstiefel mit Sporen und die noch vorhandenen Goldstickereien an den Resten des Gewandes deuteten auf einen Offizier. Wer war es aber?

Darüber sollte man bald in's Klare kommen. Man bemerkte nämlich in der Klinge, nachdem sie vom Rost gereinigt war, deutlich den Namen Kurt v. Kleeberg und die Jahreszahl 1790. Das Räthsel war gelöst. Unter den älteren Leuten gab es noch Manche, die sich der Katastrophe im Hause des Bürgermeisters van Meulen nun erinnerten.

Der Bürgermeister selbst übernahm es, der noch lebenden Hauptbetheiligten Mittheilung von der Auffindung der Ueberreste ihres Bräutigams zu machen. Schweigend hörte die Greisin den Bericht. Als der Bürgermeister geendet, sagte sie tief erschüttert:

„Nehmen Sie meinen innigsten Dank, Herr Bürgermeister! Ja, es ist kein Zweifel, daß die sterblichen Ueberreste meines damals so plötzlich verschwundenen Bräutigams aufgefunden worden sind. Seit sechzig Jahren habe ich ihn als todt beweint und ihn gegen den Verdacht vertheidigt, daß er mich am Tage vor der Hochzeit treulos verlassen habe. Jetzt ist nach so langer Zeit die Wahrheit an den Tag gekommen, wie ich es erhofft. Jetzt kann ich mich auch zur Ruhe legen, und bitte nur, daß man mich nach meinem Tode, der ja nicht mehr sehr entfernt sein kann, neben den Ueberresten meines Bräutigams bestattet.“

Wie aber war vor sechzig Jahren der Lieutenant v. Kleeberg um's Leben gekommen? War es ein Unglück oder ein Verbrechen, das seinen Tod verursacht hatte? Auch dies Räthsel sollte nicht ungelöst bleiben.

Nach dem Einsturze des Giebels des Klosterhauses war der alte Herr ten Brok, wie schon erzählt, in's Krankenhaus gebracht worden. Bereits am nächsten Tage starb er. In seinem Nachlasse fand sich ein Schriftstück, das mit der Adresse des Fräuleins van Meulen versehen war, der es eingehändigt wurde. Der Inhalt desselben gab vollen Aufschluß über das Ende Kurt's v. Kleeberg.

„Ich bin armer Leute Kind,“ so begannen die Aufzeichnungen des Holländers, „in den letzten Häusern der Vorstadt von Nordenheim wurde ich geboren. Mein Name ist Friedrich Vork. Als ich zwanzig Jahre alt war, wurde ich zum Militär genommen und zwar kam ich in dieselbe Kompagnie, in welcher Lieutenant v. Kleeberg stand. Er machte mich zu seinem Burschen. Da der Lieutenant mir vertraute, verschloß er fast nie seinen Schreibtisch, ich benutzte die Gelegenheit und entwendete ihm verschiedentlich größere Summen. Mein Herr schöpfte endlich wohl Verdacht gegen mich. Am Abend vor seiner Hochzeit belauschte ich ihn, wie er seine Kasse revidirte und aus einigen hingeworfenen Worten entnahm ich, daß er den Dieb zur Rechenschaft ziehen wollte. Furchtbare Angst vor Strafe packte mich. Im ersten Augenblicke wollte ich fliehen, aber wohin? Dem vielvermögenden Bürgermeister und der Militärbehörde wäre es gewiß ein Leichtes gewesen, mich einholen zu lassen, und schwere Strafe stand mir bevor.

Da gab mir der böse Geist einen höllischen Plan ein. Schon seit längerer Zeit überraschte der Lieutenant seine Braut jeden Morgen mit einem Blumenstrauße; Niemand konnte errathen, wie derselbe vor das Eckfenster im dritten Stock kam. Ich wußte es, der Lieutenant hatte vor mir kein Geheimniß.

Zwischen dem Klosterhause nämlich und dem Gebäude des Bürgermeisters van Meulen läuft eine wohl zwei Fuß breite Dachrinne. In dieselbe stieg mein Herr, ging darin vor bis zum Giebel des Hauses und brachte dann den Strauß vermittelst einer langen, dünnen Stange auf den Sims vor Fräulein Renatens Fenster.

Darauf baute ich meinen Plan. Ich stieg in die Dachrinne, löste mit einer Zange eine Anzahl Nägel und nahm ein wohl drei Fuß langes Stück heraus. Nachdem ich meine Arbeit vollendet, versteckte ich mich im dunkelsten Winkel des geräumigen Bodens. Nicht gar lange hatte ich zu warten, da hörte ich Schritte die schmale Treppe heraufkommen. Es war mein Herr. Wie gewöhnlich stieg er aus dem Fenster, befestigte seinen Strauß an der bereitstehenden Stange, machte dann einen Schritt vorwärts, noch einen und noch einen, dann ein dumpfer Fall — meine That war gelungen!

Noch mußte ich die Spuren derselben vertilgen. Ich holte das gelöste Stück der Dachrinne und befestigte es wieder über dem offenen Grabe, so daß kein Mensch von dem Geschehenen etwas merken konnte. Darauf ging ich in meines Herrn Zimmer, nahm aus dem Schreibtische alles Geld und was an Werthsachen vorhanden, dazu das Lieutenantspatent, und brachte Alles in den Garten, wo ich es in einem hohlen Baume versteckte. Mein Plan war, sobald die Gelegenheit günstig, in ein fernes Land zu fliehen. Jetzt gleich durfte dies aber nicht geschehen, sollte es nicht Verdacht erregen. Zugleich kam mir die Idee, in geschickter Weise den Argwohn zu erwecken, daß mein Herr in die weite Welt gegangen sei. Es kam mir dabei sehr zu Statten, daß derselbe in letzter Zeit häufig, um zu baden, nach dem Flusse gewandert und nachher fast regelmäßig bei dem alten Fährmanne eingekehrt war, dessen schöne Tochter es schon so manchem vornehmen Herrn angethan hatte. Die schöne Resi aber trieb mit all' den feinen Herren nur ihren Spaß. Sie war schon seit Jahren meine Geliebte, ohne daß Jemand darum wußte. Ich lief noch in derselben Nacht hinunter zur Resi, versah sie mit Geld und veranlaßte sie, vorauszureisen. Sie ging darauf ein, und ich kehrte unbemerkt nach der Stadt zurück.

Nachdem infolge des Todesfalles der Kleeberg'sche Hausstand aufgelöst war, erhielt ich meinen Abschied, ließ mir einen Paß geben und reiste, nachdem ich meinen Raub aus dem Garten geholt, unbehelligt nach der kleinen holstein'schen Hafenstadt, wo Resi meiner in Verborgenheit harrte. Von dort ließen wir uns durch einen Fischer nach Sylt bringen, und von dort nach Helgoland.

Glücklich gelang es uns auch, uns an Bord eines an der Insel vorüberfahrenden, nach Java bestimmten Segelschiffes setzen zu lassen. Wir waren in Sicherheit.

Ich ließ mich in Molenvliet, einer Vorstadt Batavia's nieder, Resi wurde meine Frau und ich gründete mit dem mitgebrachten Gelde ein Geschäft. Alles glückte mir, ich erwarb viel Geld. Im Jahre 1805 war ich schon ein reicher Mann. Meine Frau hatte mir vier Kinder geschenkt, die ich leidenschaftlich liebte.

Da kamen die Kriegszeiten; im August 1811 mußte ich eine Reise nach der Ostküste von Java machen, während meiner Abwesenheit überfielen die Engländer Batavia und die dadurch entstandene Verwirrung benutzten die chinesischen Arbeiter in den Vorstädten zum Morden, Plündern und Brandstiften. Auch mein Haus war niedergebrannt worden. Unter seinen Trümmern lagen die Leichen meiner geliebten Kleinen wie meiner Frau.

Das Leben in Molenvliet war mir verleidet, ich machte meinen Grundbesitz zu Geld und ging nach Ostindien. Meine Qual ging mit mir. In unablässiger Thätigkeit suchte ich zu vergessen, bei der Arbeit war mir auch am wohlsten. Mein Hab und Gut mehrte sich auch hier. Wie zum Hohne wuchs mir der Mammon, den ich verachtete, unter den Händen. Da packte mich endlich nach langen Jahren unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimath. Ohne Besinnen machte ich mich auf und kam nach Nordenheim. Das Klosterhaus war zu verkaufen, ich erwarb es. Ich konnte nicht anders, mein Gewissen trieb mich hin an die Stätte meines Verbrechens. Auch glaubte ich als Besitzer die Entdeckung, die mir, konnte sie mir auch wohl kaum gefährlich werden, doch entsetzlich dünkte, am besten verhindern zu können. Kein Maurer durfte das Gebäude betreten, Tag und Nacht trieb mich mein böses Gewissen Trepp auf, Trepp ab, endlos war die Qual. Hundertmal wollte ich selbst mein Verbrechen der Behörde anzeigen, ebenso oft hielt mich die Furcht vor der Schande zurück. Doch ich werde älter und älter. Schon bin ich in einem Lebensalter, welches nur wenigen Leuten vergönnt ist, zu erreichen, und jede Stunde kann ich vor den ewigen Richter gefordert werden.

Darum lege ich hier diese schriftliche Beichte ab, und flehe Renate van Meulen an, daß sie mir, wenn diese Zeilen in ihre Hände kommen, verzeihen möge, was ich an ihr gefrevelt. Ich habe sie um ihr Lebensglück gebracht, und schwer dafür durch den Verlust meines eigenen gebüßt. Möge der ewige Richter mir gnädig sein.“

— — — — — — — — — — —

Renate van Meulen ließ das Buch sinken, Thräne auf Thräne rann die gefurchten Wangen nieder.

„Ferne sei es von mir, zu richten,“ flüsterte sie. „Verzeihe Dir Gott, Friedrich Vork!“ —

Im Frühjahre ging auch Renate zur Ruhe ein. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie neben ihrem Bräutigam bestattet. Ohne Erben, wie sie war, hatte sie das große Haus und ihr Baarvermögen zur Stiftung eines Waisenhauses hinterlassen und dadurch sich ein Denkmal in den Herzen der dankbaren Nachwelt errichtet.

Da, wo die beiden düsteren Patrizierhäuser standen, ist jetzt ein großes schönes Gebäude, umgeben von freundlichen Gartenanlagen, in welchen frohe, rothwangige Kinder munter umherspringen, errichtet worden. Jedes Jahr

am 4. Juli aber werden die drei artigsten Mädchen und fleißigsten Knaben aus der Schaar erwählt, um auf das Grab ihrer Wohlthäterin, der armen Renate van Meulen, einen Strauß der schönsten Rosen niederzulegen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Kaiser Wilhelm I. als Gefangener. — Von einem alten Soldaten, welcher jetzt bereits verstorben, ist folgende interessante Episode aus dem Leben des ersten deutschen Kaisers aufgezeichnet, bislang aber noch ziemlich unbekannt geblieben. — Es war am 30. August 1830, als mir, der ich die Ehre hatte, seit fünf Monaten dem prächtigsten preußischen Regiment, den Gardes du Corps, anzugehören, ein für einen jungen Krieger doppelt harter Schlag drohte. Wir waren zum Manöver bei Krossen abgerückt, als am Morgen des genannten Tages mein Oberst erklärte, daß ich und noch acht andere Leidensgefährten noch nicht sattelfest genug seien, um eine bevorstehende Attacke mitzureiten. Alles Bitten half nichts, wir Armen mußten unsere Pferde besteigen und unter meiner Anführung als detachirter Posten eine stille Waldecke, die vom Gefechtsfeld ganz entlegen war, aufsuchen. Ich muß hierbei einschalten, daß unser Regimentschef die Kronprinzessin Elisabeth war, die bekanntlich ihren ritterlichen Schwager, den Prinzen Wilhelm, wahrhaft vergötterte. Wir hatten eben den Stoff unserer Unterhaltung so ziemlich verloren und saßen, unsere Pferde zur Seite, im grünen Wald, mißmuthig über die uns angethane Unbill, als ich von Weitem Uniformen aufblitzen sah. Wir lugten scharf aus, und ich erkannte zu meiner Ueberraschung die hohe uns Allen bekannte Gestalt des Prinzen Wilhelm, der, an jeder Seite einen Adjutanten, direkt auf unseren Versteck zugesprengt kam. Prinz Wilhelm war der Oberkommandirende der uns feindlich gegenüberstehenden Brigade, und ein kecker Gedanke fuhr mir durch's Hirn. Ich raunte meinen Kameraden einige Worte zu, und wie der Wind waren wir auf unseren Rossen. Den Pallasch in der Faust erwarten wir, verborgen durch hohes Gebüsch, die arglos Heransprengenden, und im Nu sind die überrascht Zurückfahrenden umringt. Meine kategorische Aufforderung, sich gefangen zu geben, beantwortete der Prinz halb mit Lachen, halb mit Entrüstung mit den Worten: „Mensch, kennst Du mich nicht?" — „Ich erkenne in Eurer königlichen Hoheit nur den feindlichen General!" war meine Antwort, und wohl oder übel mußte meinem Verlangen Folge geleistet werden. Ich wußte, daß Prinz Wilhelm ein zu tüchtiger Soldat war, um diesen Streich krumm zu nehmen, und ritt darum wohlgemuth der Kavalkade voraus, die Gefangenen in der Mitte, meine Leute hinterdrein. Mein Oberst war, als wir im Lager ankamen, anfangs vor Entsetzen sprachlos, als er aber sah, mit welcher Laune der Gefangene selbst gute Miene zum bösen Spiel machte, kam auch ihm die Komik der Geschichte zum Bewußtsein. Ich wollte meinen Gefangenen selbst an den obersten Kriegsherrn, König Friedrich Wilhelm III., abliefern; aber dieser rief lachend, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit auf die Prinzessin Elisabeth deutend: „Dahin, dahin, an den Chef seines Regimentes bringe Er ihn!" und diese, voller Humor, rief aus: „Aber Schwager, das kann Dir also auch passiren?" — Wenige Wochen darauf las der Oberst vor versammeltem Regiment die Kabinetsordre des Königs vor, daß ich wegen bewiesener Schneidigkeit zum Unteroffizier avancirt und der Prinz Wilhelm selbst die Veranlassung hierzu gewesen sei. [M. L—l.]

Humoristisches.



Eine gute Parthie.

Schade, daß die reiche Kaufmannswittwe Müller gestern gestorben ist. Sie wäre eine gute Parthie gewesen.
— Das sehe ich jetzt allerdings ein. Aber man konnte es ja nicht wissen, daß sie so bald sterben würde.



Verschnappt.

Richter: Sie behaupten also, nicht am Thatorte gewesen zu sein. Ich aber kann Ihnen einen Zeugen gegenüberstellen, der Sie daselbst gesehen hat!
Angeklagter: Nicht möglich! Ich habe mich selbiges Mal genau umgeschaut und keinen Menschen weit und breit gesehen!

Eisenbahnfurcht. — Der berühmte Komponist Rossini hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen Dampfschiffe und Eisenbahnen. Als er im Jahre 1855 von Florenz nach Paris reisen sollte, that er das in der Postchaise, entschloß sich aber unterwegs, doch noch die Eisenbahn zu benutzen. Kaum aber nahte zischend und brausend der Zug, da wurde er leichenblaß, zitterte wie im Fieber und war nicht zu bewegen, einzusteigen, sondern setzte seine Reise nach Paris mit der Post weiter fort. D.

Auch ein Bücherfreund. — Fürst Korsakoff, einer der vielen Günstlinge der Kaiserin Katharina II., glaubte es seiner Stellung schuldig zu sein, sich eine standesgemäße Bibliothek zulegen zu müssen, und beauftragte daher einen Petersburger Buchhändler, ihm eine solche zusammenzustellen. „Was für Bücher befehlen Eure Excellenz?" fragte der Geschäftsmann. — „Ja, das müssen Sie doch wissen", versetzte der Fürst, „ganz so wie bei der Kaiserin, die kleinen Bücher oben, die großen unten." [M. L.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 39:
Der Verstandesmensch verhöhnt nichts so bitter als den Edelmuth, dessen er sich unfähig fühlt.

Ton-Räthsel.

Sagt an, ob ihr ein Wort wohl wißt,
Das ein viersilbiges Zeitwort ist:
Wenn's der Vater macht mit dem bösen Sohn,
Dann liegt auf der ersten Silbe der Ton;
Doch wenn ihr das Wort errathen wollt,
Den Ton auf die dritte ihr legen sollt.

[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Logogriph.

Wenn fleißig, treu, gewandt und ehrlich,
Denn bin ich Vielen unentbehrlich;
Ein l nun füge mir zum Fuß,
Dann mach' ich Vielen viel Verdruß.

[Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösungen von Nr. 39:

des Silben-Räthsels: Lampenfieber;
des Räthsel-Distichons: Heller, Elle.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.